

Wie verändern wir Sprache?

Book of Abstracts

Studentische Tagung
Universität Hamburg
1. Februar-3. Februar 2018

Die Tagung bildet den Abschluss des Lehrprojekts „Wie verändern wir Sprache?“, das im Rahmen des Universitätskolleg 2.0 gefördert wird.

Organisation: Lisa Dücker, Melitta Gillmann, Eleonore Schmitt, Renata Szczepaniak, Annika Vieregge

GEFÖRDERT VOM



Bundesministerium
für Bildung
und Forschung

Dieses Vorhaben wird aus Mitteln des BMBF
unter dem Förderkennzeichen 01PL17033

Inhaltsverzeichnis

Die Kausalkonjunktionen <i>weil</i> und <i>da</i> : Eine korpusbasierte Studie zum deutschen Sprachgebrauch. <i>Vladislava Boico</i>	1
Von „ <i>ob ich schon wanderte</i> “ zu „ <i>obschon ich wanderte</i> “: Konzessivität von 1700-1900. <i>Lisa Bürgerhoff/Jana Giesenschlag/Linda Kunow/Alexandra Kern</i>	3
<i>ins teuffelß Nahmen</i> . Majuskelsetzung in der frühneuhochdeutschen Genitivphrase als ein Fall von Grenzmarkierung? <i>Lisa Dücker</i>	5
<i>Wiewohl daß der Türck in Polen eingefallen</i> . Die Konnektor-dass-Konstruktion vom 17.-19. Jahrhundert. <i>Melitta Gillmann</i>	7
Gibt es denn jetzt <i>lilane Kühe</i> oder nicht? – Der Gebrauch indeklinabler Farbadjektive. <i>Johanna Hartwig</i>	9
<i>Die menschliche Zunge ist faul</i> . – Assoziationen zu der Verwendungsweise der Präposition wegen mit dem Genitiv und dem Dativ. <i>Lea Heese/ Fabiola Kaiser</i>	10
Vom <i>Friseur</i> zum <i>Domptör</i> – Eindeutschung ursprünglich fremdsprachlicher Berufsbezeichnungen. <i>Catherina Janßen</i>	11
Der Ursprung der mittelhochdeutschen <i>aventiure</i> im Altfranzösischen – Entlehnungen im Erec. <i>Laura Mackschin</i>	12
<i>#Dieselgate-Skandal</i> – Hashtags als Elemente von Substantivkomposita in politischen Tweets. <i>Markus Majewski</i>	14
Wie aus {uff} {auf} wurde: Diphthongierung im Sprachenwechsel vom Mittelniederdeutschen zum Frühneuhochdeutschen. <i>Florian Michaelis</i>	16
Varianz und Vertikalisierung: Die Adjektivsteigerung im Spannungsfeld der Normeninstanzen. <i>Jessica Nowak</i>	17
<i>Der Matrose – des Matroses?</i> : Der Einfluss von Schemata auf die Deklination von schwachen Maskulina. <i>Eleonore Schmitt</i>	18
Eingenordet – Morphologische Assimilation mittelniederdeutscher Lehnwörter im Altnordischen. <i>Lena Schnee</i>	20
<i>die bisher jedermann unbekannt gewesen [ist/war/sei/wäre]</i> – Zum Rückgang des ersparten Finitums in Nebensätzen des frühen Neuhochdeutsch	22
Wo sind die vollen Vokale geblieben? – Eine Untersuchung potenzieller Einflussfaktoren auf die Nebensilbenabschwächung. <i>Tanja Stevanović</i>	23
<i>Auch viel Menner vnnd weiber</i> – Sprachliche Diskriminierung in der Schrift. <i>Renata Szczepaniak</i> ..	24
Der Einfluss von Sprachideologien auf den Rektionswandel bei Präpositionen im Deutschen. <i>Annika Vieregge</i>	25
Ist das ein Komma oder kann das weg? – Topologische Felder und Kommasetzung. Erste empirische Befunde. <i>Marie Wrona</i>	27

Die Kausalkonjunktionen *weil* und *da*:

Eine korpusbasierte Studie zum deutschen Sprachgebrauch

Vladislava Boico

Die Kausalkonjunktionen *weil* und *da*, auch als „Subjunkturen“ bekannt (vgl. Frohning 2007: 27), gehören zu den wichtigsten Kausalmarkern des Deutschen. Die beiden Subjunkturen weisen einige Gemeinsamkeiten auf. So können *weil* und *da* beispielsweise in den gleichen syntaktischen Positionen realisiert werden. Dennoch lassen sich auch einige bedeutende Gebrauchsunterschiede zwischen beiden finden. Zu solchen gehören unter anderem regionale sowie textsortenbezogene Unterschiede. Laut der Umfrage zu regionalen Unterschieden zum Ausdruck von Kausalität, die im Rahmen des Projekts „Atlas zur deutschen Alltagssprache“ durchgeführt wurde, fand die kausale Konjunktion *da* im Süden Deutschlands weniger Verwendung als in den nördlichen Regionen. Was die diskursbezogenen Unterschiede zwischen den kausalen *weil* und *da* betrifft, wird in der wissenschaftlichen Literatur (z.B. Diessel 1996; Diessel und Hetterle 2011; Volodina 2011) die Meinung vertreten, dass das kausale *da* meistens in schriftlichen, formalen Kontexten vorkommt, während das kausale *weil* in freien Konversationen bevorzugt wird.

Im Fokus dieses Vortrags stehen die regionalen sowie textsortenbezogenen Gebrauchsunterschiede zwischen den Subjunkturen *weil* und *da*. Diese spezifischen Unterschiede wurden mittels einer Korpusstudie untersucht. Die vorliegende Korpusuntersuchung hatte zum Ziel zu überprüfen, ob in der geschriebenen Sprache das kausale *da* in den südlichen deutschsprachigen Regionen seltener als im Norden auftritt sowie, ob die beiden Konjunkturen unterschiedliche Diskurspräferenzen in ihrem Gebrauch aufweisen. Für die Durchführung der Korpusstudie wurde das Deutsche Referenzkorpus DeReKo herangezogen. Das Korpus für die Untersuchung des regionalen Sprachgebrauchs setzt sich aus fünf regionalen Zeitungen zusammen. Die *Braunschweiger Zeitung* und die *Hannoversche Allgemeine* stehen dabei repräsentativ für den regionalen Sprachgebrauch im Norden, während die *Nürnberger Nachrichten*, *Niederösterreichische Nachrichten* und *Oberösterreichische Nachrichten* den Sprachgebrauch in den südlichen deutschsprachigen Regionen repräsentieren. Die diskursbezogenen Unterschiede wurden anhand der oben genannten *Zeitungskorpora*, *Wikipedia-Artikel* sowie *Reden und Interviews* untersucht.

Interessanterweise konnte die zu erwartende Tendenz, dass das kausale *da* im Süden weniger Verwendung findet, nicht festgestellt werden. Die erzielten Ergebnisse hinsichtlich der Textsortenunterschiede stimmen aber mit den in der Literatur beschriebenen Tendenzen überein. Die Subjunkturen *weil* und *da* weisen nicht nur verschiedene Textsortenpräferenzen, sondern auch verschiedene Themenpräferenzen auf. So wird das kausale *da* beispielsweise im sachlichen, wirtschaftlichen Themenbereich bevorzugt.

Literatur

Korpus

Das Deutsche Referenzkorpus DeReKo, Verfügbar unter: <http://www.ids-mannheim.de/cosmas2/> (gesehen am 01.12.2017).

AdA=Atlas der deutschen Alltagssprache. Verfügbar unter: <http://www.atlas-alltagssprache.de/runde-3/f12a-b/> (gesehen am 03.12.2017).

Breindl, Eva/Walter, Maik (2009): Der Ausdruck von Kausalität im Deutschen. Eine korpusbasierte Studie zum Zusammenspiel von Konnektoren, Kontextmerkmalen und Diskursrelationen. Mannheim: Amades.

Diessel, Holger (1996): Processing factors of pre- and postposed adverbial clauses. Berkeley Linguistics Society 22.S.71-82.

Diessel, Holger/Hetterle, Katja (2011): Causal clauses. A cross-linguistic investigation of their structure, meaning, and use. In: Siemund, Peter (Hg.): Linguistic Universals and Language Variation. Berlin: Mouton de Gruyter, 21-52.

Frohning, Dagmar (2007): Kausalmarker zwischen Pragmatik und Kognition. Korpusbasierte Analysen zur Variation im Deutschen. Tübingen: Max Niemeyer.

Volodina, Anna (2011): Konditionalität und Kausalität im Diskurs. Eine korpuslinguistische Studie zum Einfluss von Syntax und Prosodie auf die Interpretation komplexer Äußerungen. Tübingen: Narr Francke Attempto.

Von „*ob ich schon wanderte*“ zu „*obschon ich wanderte*“ Konzessivität von 1700-1900

Lisa Bürgerhoff, Jana Giesenschlag, Alexandra Kern, Linda Kunow

Untersuchungsgegenstand der vorliegenden Forschungsarbeit sind die historischen Entwicklungstendenzen konzessiver Gliedsätze, wobei insbesondere ihre textsemantische Funktion im Mittelpunkt der Betrachtung steht.

Konzessivsätze gehören zur Kategorie der adverbialen Nebensätze, welche im Gegenwartsdeutschen vornehmlich durch die Konjunktionen der *ob-Gruppe* (*obwohl*, *obzwar*, *obschon*, *obgleich*) realisiert werden. Charakteristisch ist, dass die konzessive Relation einen faktischen Gegengrund zu dem im Hauptsatz dargestellten Sachverhalt ausdrückt (Kontrastverhältnis), infolge dessen eine unerwartete inhaltliche Verbindung zwischen Haupt- und Nebensatz erzeugt wird:

Konzessiv: *Obwohl* Luise krank ist, geht sie zur Arbeit.

Der Kontrast besteht hier zwischen der Eigenschaft des Krank seins und dem zur Arbeit gehen. Denn in der Regel geht man nicht zur Arbeit, wenn man krank ist.

Wie bereits Emilia Baschewa anmerkte: „(i)n den einschlägigen Kapiteln der Grammatiken der deutschen Gegenwartssprache werden die Konzessivsätze gewöhnlich [...] als eine einheitliche Gruppe dargestellt. Erst in neueren Untersuchungen macht sich das Bemühen um eine detaillierte semantische Beschreibung bemerkbar“ (Baschewa 1983:77). So zeigt Baschewas Untersuchungen zur „Diachronie der Konzessivsätze im Neuhochdeutschen“ (1983), dass im Frühen Neuhochdeutschen zu dem konzessiven Subsystem mehrere, miteinander konkurrierende Konjunktionen gehörten, die neben konzessiven, auch konditionale und irrelevanzkonditionale Bedeutungen ausdrücken konnten:

Konditional: *Wenn* Luise krank ist, geht sie nicht zur Arbeit. (Ursache-Folge)

Irrelevanzkonditional: *Selbst wenn* Luise krank wäre, ginge sie zur Arbeit. (hypothetisch)

Eine weitere Entwicklung der Konzessivsätze bestand in der Zunahme von konjunkional eingeleiteten Konzessivsätzen auf Kosten der uneingeleiteten Nebensätze. Dabei drangen im Gegenwartsdeutschen die Konjunktionen der *ob-Gruppe* in den stark frequenten Kern konzessiver Konjunktionen ein. Aufbauend auf diesen Ergebnissen stellte De Groodt die Schlussfolgerung auf, dass die Subjunktionen *obwohl*, *obgleich* und *obschon* im Zuge dieser Grammatikalisierung „unambiguously concessive“ wurden und, dass sie „the factual character of the antecedent“ makieren (De Groodt 2003:199).

Diese Ergebnisse verführen zu der Annahme, dass die Entwicklung der Konjunktionen *obwohl*, *obgleich*, *obschon* und *obzwar* gleichmäßig verlief und der von ihnen eingeleitete Gliedsatz immer eindeutig die semantische Funktion „konzessiv“ trägt.

Die hier durchgeführte Untersuchung stellt sich der Aufgabe, die Entwicklungstendenzen der ob-Gruppe im Frühneuhochdeutschen stärker in den Blick zunehmen und aufzudecken, inwiefern die vier Konjunktionen Unterschiede im Bereich der semantischen Funktion des Nebensatzes aufzeigen. Zu diesem Zweck wurde ein diachroner Vergleich von Daten aus dem 18. Jahrhundert (I. Zeitschnitt) und dem 19. Jahrhundert (II. Zeitschnitt) durchgeführt, wobei konzeptionell mündliche und schriftliche Texte mit Hilfe der Korpusysteme DTA, DWDS und khzm (Mannheimer Korpus Historischer Zeitungen und Zeitschriften) ermittelt und hinsichtlich unterschiedlicher Untersuchungsaspekte (u.a. Funktion und Tempus des Nebensatzes sowie Vorkommen von Partikeln) annotiert wurden. Angelehnt an die Ergebnisse von Baschewa (1983) gehen wir von folgender Hypothese aus:

Die Konjunktionen *obschon* und *obgleich* lassen häufiger konditionale und irrelevanzkonditionale Lesarten zu, als die Konjunktion *obwohl*, infolge dessen sie abnehmende Tendenzen als konzessive Konnektoren aufzeigen.

Unsere Ergebnisse in Bezug auf diese Hypothese zeigen einige Überraschungen. Unumstritten ist, dass sich unsere Sprache stetig im Wandel befindet und sich im Gegenwartsdeutschen die Häufigkeitsverteilung der verschiedenen konzessiven Subjunktionen anders verhält als noch vor 300 Jahren.

Literatur

Baschewa, Emilia (1983): Untersuchungen zur Diachronie des Konzessivsatzes im Neuhochdeutschen. In: Schieb, Gabriele et. Al. (Hg.): Beiträge zur Erforschung der deutschen Sprache. Band 3. Leipzig, Bibliogr. Inst., S. 77-107.

De Groodt, Sarah (2003): Unidirectionality in grammaticalization. The development of concessive subordinating conjunctions with ob- in German. In: Folia Linguistica Historica. Acta Societatis Linguisticae Europaeae. Band 24. Berlin: Mouton de Gruyter, S. 193-204.

ins teuffelß Nahmen. Majuskelsetzung in der frühneuhochdeutschen Genitivphrase als ein Fall von Grenzmarkierung?

Lisa Dücker

Großschreibung ist in deutschen Texten bereits seit dem Althochdeutschen belegt. Zur Norm wurde die Substantivgroßschreibung jedoch erst zu Beginn des 16. (satzinitial) bzw. 18. Jahrhunderts (satzintern). Dass die Ausbreitung der satzinternen Majuskelsetzung bei Personenbezeichnungen wie *Mann* beginnt und sich von dort aus entlang einer Belebtheitsskala auf Bezeichnungen für Tiere (*Pferd*, *Vieh*), Konkreta (*Laub*, *Haus*) und Abstrakta (*Krieg*, *Sonnenschein*) ausbreitet, ist für gedruckte Texte aus der frühen Neuzeit u.a. von Bergmann/Nerius (1998) belegt worden. Dieser semantischen Motivation für die Durchsetzung der Großschreibung im Deutschen stellt Maas (1995) die These entgegen, dass die satzinterne Majuskelsetzung im Frühneuhochdeutschen durch syntaktische Grenzen motiviert sei. Demnach werde Großschreibung stets am rechten Rand von Nominalphrasen verwendet, um diese als Satzglieder für die Leserschaft erkennbar zu machen: *der prinz von England*, *des teuffels Brut*. Laut Maas (1995) setzt sich die Majuskelsetzung erst durch eine spätere Reinterpretation schließlich bei allen Substantiven durch.

In diesem Vortrag wird Maas' Hypothese, dass die Großschreibung im Frühneuhochdeutschen syntaktisch gesteuert ist, anhand von Genitivphrasen in einem handschriftlichen Korpus von Hexenverhörprotokollen aus dem 16. und 17. Jh. (vgl. Macha et al. 2005) empirisch untersucht. Handschriften zeigen eine im Vergleich zu Drucken verlangsamte Ausbreitung der satzinternen Großschreibung, sodass die satzinterne Großschreibung auch zum Ende des Untersuchungszeitraums noch nicht überwiegt. Als unlektorierte, semi-spontane Texte geben die Hexenverhörprotokolle zudem einen Einblick in die online-Graphematik frühneuhochdeutscher Schreiber (vgl. Szczepaniak/Barteld 2016). Genitivphrasen wie *des Teuffels Tanz* bieten sich zur Überprüfung des Einflusses der syntaktischen Grenzen an, da sie mindestens zwei Substantive enthalten. Wenn die Theorie von Maas (1995) zutrifft, sollte immer nur das zweite der beiden Substantive (also hier *Tanz*) mit Majuskel geschrieben werden.

Für die Untersuchung werden unterschiedliche syntaktische Größen in den Blick genommen: die Nominalklammer nach Ronneberger-Sibold (2010 u.a.), die Genitivphrase aus Genitivattribut und Bezugswort und das Satzglied. Die Analyse der Daten zeigt, dass keine der untersuchten syntaktischen Größen ein besonders hohes Aufkommen an Substantivgroßschreibung am rechten Rand aufweist, allerdings ist die Majuskelsetzung in den Genitivkonstruktionen auch nicht belebtheitsgesteuert. Stattdessen hat die Funktion eines Substantivs als Attribut oder Kern einer Phrase einen großen Einfluss auf dessen Majuskelsetzung: So werden Genitivattribute unabhängig von ihrer Stellung oder Belebtheit signifikant häufiger großgeschrieben als Phrasenkerne. Auch dieser Faktor kann die Großschreibungsmuster in den Hexenverhörprotokollen aber nicht allein erklären. So bleibt als zentrales Ergebnis die Erkenntnis, dass die Anwendung eines multifaktoriellen Ansatzes für ein besseres Verständnis der frühneuhochdeutschen Großschreibungskonventionen zwingend notwendig ist.

Literatur

Bergmann, Rolf/ Nerijs, Dieter (1998): *Die Entwicklung der Großschreibung im Deutschen von 1500 bis 1700*. 2 Bände. Heidelberg: Winter.

Maas, Utz (1995): Einige Grundannahmen zur Analyse der Groß- und Kleinschreibung im Deutschen, insbesondere zu ihrer Grammatikalisierung in der Frühen Neuzeit. In: Gotthard Lerchner, Marianne Schröder & Ulla Fix (Hg.): *Chronologische, areale und situative Varietäten des Deutschen in der Sprachhistoriographie. Festschrift für Rudolf Große*. Frankfurt am Main: Lang, 85–100.

Macha, Jürgen/Topalovic, Elvira/Hille, Iris/Nolting, Uta/Wilke, Anja (2005): *Deutsche Kanzleisprache in Hexenverhörprotokollen der Frühen Neuzeit*. Berlin, New York: De Gruyter.

Ronneberger-Sibold, Elke (2010): Die deutsche Nominalklammer: Geschichte, Funktion, typologische Bewertung. In: Arne Ziegler (Hg.): *Historische Text-grammatik und Historische Syntax des Deutschen. Traditionen, Innovationen, Perspektiven*. Berlin: De Gruyter, 85–120.

Wiewohl daß der Türck in Polen eingefallen. Die Konnektor-dass-Konstruktion vom 17.-19. Jahrhundert

Melitta Gillmann

Basierend auf einer Studie, die in Korpora des 17. bis 19. Jahrhunderts durchgeführt wurde, skizziert der Vortrag die Entwicklung der schematischen Konstruktion [KONNEKTOR + *dass*] (auch bekannt als doubly-filled comp) im frühen neuhochdeutschen Standard. Sie enthält einen variablen Slot, der mit unterschiedlichen Typen von Konnektoren, Interrogativ- und Relativpronomen besetzt werden kann, sowie eine fixierte Position mit dem Subjunktorkonjunkt *dass* (z.B. *ob dass*, *obwohl dass*, *warum dass* etc.). In der gegenwärtigen Standardsprache ist die Konstruktion auf bestimmte lexikalisierte Instanzen komplexer Subjunktoren beschränkt (z.B. *anstatt dass*); produktiv ist sie lediglich in Dialekten (vgl. Bayer 1984).

Die Untersuchung legt nahe, dass die Konstruktion vom 17. bis 18. Jahrhundert auch in der geschriebenen Standardsprache produktiv ist. Dabei handelt es sich um eine Periode, in der formale Unterschiede zwischen Haupt- und Nebensatz noch nicht vollständig verfestigt waren. Gemäß der Untersuchung von Schildt 1976 war die Verbletz-Stellung bei Nebensätzen zu Beginn des 18. Jhdts. noch nicht vollständig fixiert. Überdies konnten viele Konnektoren sowohl Haupt- als auch Nebensätze einleiten (z. B. *so einen Zwischenraum pflegte sie ihm nicht mit Annehmlichkeiten auszufüllen, deszwegen er lieber nicht ehe zu Tische kam* Goethe, nach Behaghel 1932, 19.). In dieser Periode konkurrierten verschiedene Mittel der Subordinationsmarkierung. Frequent war bspw. die afinite Konstruktion, bei der das finite Verb im Nebensatz getilgt ist (*als er geendet hat*) (näher hierzu Breitbarth 2005 und der Vortrag von Brit Schwerin). Z. T. wird noch im 18. Jhd. der Konjunktiv als Subordinationsmarker eingesetzt (*So schaffe, daß der Berg verspüre meine Treu...*). Bei der Konnektor-*dass*-Konstruktion handelt es sich um weiteres Verfahren der Subordinationsmarkierung.

Der Vortrag betrachtet die Konstruktion im Kontext konkurrierender Subordinationsmarker. Es zeigt sich, dass sich die Konstruktion zwar durch eine relativ geringe Tokenfrequenz auszeichnet, aber v.a. im 17. Jhd. bei unterschiedlichen Typen vorkommt. Diese Typenfrequenz spricht für eine gewisse Produktivität und die Existenz eines abstrakten Schemas.

Auffälligerweise treten bestimmte Instanzen mit einer hohen Tokenfrequenz auf (z.B. *wie dass*), was nahelegt, dass diese verfestigt sind (Bybee z.B. 2002). Die relativ geringe Tokenfrequenz legt hingegen nahe, dass es sich bereits in den historischen Sprachstufen um ein nächsprachliches Phänomen handelt. Diese historisch angelegte Tendenz zur Nähesprache wird zum Gegenwartsdeutschen hin verschärft, sodass die Konstruktion heute auf Dialekte beschränkt ist.

Korpus

Deutsches Textarchiv (DTA): <http://www.deutschestextarchiv.de> (Zugriff: 08-11/2017)

Literatur

Ágel, Vilmos (2000): Syntax des Neuhochdeutschen bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts. In: Werner Besch, / Betten, Anne / Reichmann, Oskar / Sonderegger, Stefan (Hg.): Sprachgeschichte – ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. 2., vollst. neu bearb. und erw. Aufl. (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 2.2). Berlin / New York, 1855–1903.

Bayer, Josef (1984): COMP in Bavarian Syntax. In: The Linguistic Review 3, 209–274.

Behaghel, Otto (1932): Deutsche Syntax. Eine geschichtliche Darstellung. Bd. 4. Heidelberg.

Breitbarth, Anne (2005): Live fast, die young. The short life of Early Modern German auxiliary ellipsis. Utrecht.

Bybee, J. (2002): Cognitive processes in grammaticalization. In: Michael Tomasello (Hg.): The new psychology of language. Bd. 2, 145–167.

Schildt, Joachim (1976): Zur Ausbildung des Satzrahmens. In: Gerhard Kettmann / Joachim Schildt (Hg.): Zur Ausbildung der Norm in der deutschen Literatursprache aus der syntaktischen Ebene (1470-1730). Berlin, 235-284.

Gibt es denn jetzt *lilane Kühe* oder nicht? – Der Gebrauch indeklinabler Farbadjektive

Johanna Hartwig

Biologisch gesehen mögen sowohl *lilane* als auch *lila* Kühe ausgeschlossen sein, aber rein morphologisch gesehen ist die Frage dennoch interessant. Standardsprachlich werden aus Substantiven abgeleitete Farbadjektive wie *lila*, *rosa*, *oliv*, *beige* oder *creme* nicht flektiert. Für *orange* erlaubt der Duden immerhin schon eine von zwei üblichen Flexionsvarianten (vgl. Duden 2011: 684). *Ein oranges/oranges Kleid* scheint uns jedoch deutlich vertrauter als *ein orange Kleid*. Entspricht die standardsprachliche Festlegung, dass genannte Farbadjektive nicht flektieren, also überhaupt der gängigen Praxis? Die flektierten Formen kämen, laut Duden, bei den geläufigeren dieser Adjektive mittlerweile immer häufiger vor, auch wenn sie noch immer als umgangssprachlich gelten (Duden 2016: 348). Kaufmann stellt hingegen fest, dass sich z.B. bei *rosa* die unflektierte Form etabliert hat (Kaufmann 2006: 33). Und wie ist es beispielsweise mit *ein olives/oliv Kleid*? Das Farbadjektiv ist nicht besonders häufig und dennoch neigt man zur flektierten Form. Deshalb soll mithilfe eines Produktionsexperiments überprüft werden, welche Formen tatsächlich verwendet werden. Dafür wurde die Konzeption eines Lehrbuchs simuliert, für die die Befragten eine Beispielaufgabe lösen und anschließend bewerten sollten. Die Aufgabe bestand aus einem Lückentext mit colorierten Bildern und suggeriert einen standardsprachlichen Kontext. Die Ergebnisse lassen vermuten, dass sowohl die Frequenz des Adjektivs als auch die Endung einen Einfluss auf die Flexion haben. Zum Beispiel ist sehr wahrscheinlich der Vollvokal am Ende des Wortes *lila* ein entscheidender Grund, dass es *lilane Kühe* in den Köpfen der meisten Leute nicht gibt – selbst, wenn der Sprecher davon ausgeht, dass die meisten Bauern Milka-Kühe halten.

Literatur

Duden - Die Grammatik: Unentbehrlich Für Richtiges Deutsch. 9., vollständig überarbeitete und aktualisierte Auflage. Berlin: Dudenverlag, 2016.

Duden - Richtiges Und Gutes Deutsch: Das Wörterbuch Der Sprachlichen Zweifelsfälle. 7., vollständig überarbeitete Auflage. Berlin: Dudenverlag, 2011.

Kaufmann, Caroline. *Zur Semantik der Farbadjektive rosa, pink und rot: eine korpusbasierte Vergleichsuntersuchung anhand des Farbträgerkonzepts*. München: LMU, 2006.

Die menschliche Zunge ist faul. – Assoziationen zu der Verwendungsweise der Präposition wegen mit dem Genitiv und dem Dativ

Lea Heese, Fabiola Kaiser

Die Präposition *wegen* wird heutzutage sowohl mit dem Genitiv als auch dem Dativ verwendet. Entgegen der Beobachtungen in der Forschung wird die Rektion mit dem Dativ von Sprachkritikern oftmals als ungrammatisch bezeichnet und in Verbindung mit Sprachverfall gebracht (vgl. Elter 2005: 125). Die Präposition vollzieht jedoch lediglich einen Wandel, da sie zunehmend im alltäglichen Sprachgebrauch auftaucht und daher grammatikalisiert wird (vgl. Szczepaniak 2009: 100). Unser Vortrag wird thematisieren, welchen Einfluss die jeweilige Kommunikationssituation auf die Wahl des Kasus nimmt, ob also beispielsweise in einem formellen Sprachregister der Genitiv bevorzugt wird, da *wegen +Dat.* als umgangssprachlich gilt (vgl. Duden 2017: 1210).

Zu diesem Zweck wurde eine Umfrage durchgeführt, zu deren Beginn mithilfe von zwei Lückentexten eine informelle und eine formelle Kommunikationssituation konstruiert wurde. Die Teilnehmenden sollten in unterschiedlichen Sätzen möglichst intuitiv die Lücken nach *wegen* ausfüllen, wobei das entsprechende Substantiv vorgegeben war. Im Anschluss folgten Fragen, deren Ziel es war, herauszufinden, wie die jeweilige Person die Präposition *wegen* verwendet, was der Grund dafür ist und welche Assoziationen mit dem Genitiv oder Dativ bestehen.

Die Ergebnisse bestätigen unsere These, dass in einer formellen, konzeptionell schriftlichen Kommunikationssituation der Genitiv bevorzugt wird. Darauf basierend lässt sich vermuten, dass dieser mit einem höheren Bildungsgrad assoziiert wird. Bei vergleichbaren Substantiven zeigte sich, dass in der formellen Situation eine signifikant höhere Anzahl an Personen die Rektion mit dem Genitiv statt mit dem Dativ bildeten. Den zweiten Teil der These unterstützen vor allem Antworten der Teilnehmenden auf die Fragen im Anschluss an die Lückentexte. Bei einer Auswahl an Adjektiven wurden in Verbindung mit dem Genitiv am häufigsten die Antwortmöglichkeiten „(eher) gebildet“ und „gut informiert“ gewählt, mit dem Dativ hingegen „(eher) ungebildet“ und „faul“. Interessante Ergebnisse lieferte auch das Antwortfeld der letzten Frage, die die Teilnehmenden aufforderte, sich zu überlegen, woran es liegen könnte, dass die Verwendungsweise dieser Präposition schwankt. Wie schon in dem Zitat aus der Überschrift wurden als Gründe häufig Faulheit genannt, außerdem aber auch mangelndes Interesse an der Sprache oder Einfluss der Medien auf ebendiese (vor allem unter Jugendlichen).

Literatur

Duden - Die deutsche Rechtschreibung (2017): Auf der Grundlage der aktuellen amtlichen Rechtschreibregeln. 27., völlig neu bearbeitete und erweiterte Auflage. Berlin: Dudenverlag.

Elter, Irmgard (2005): "Genitiv vs. Dativ". In: Schwitalla, Johannes/Wegstein, Werner (eds.): Korpuslinguistik Deutsch. Synchron - Diachron - Konstrastiv : Würzburger Kolloquium 2003. Tübingen: Max Niemeyer Verlag: 125–135.

Szczepaniak, Renata (2009): Grammatikalisierung im Deutschen. Eine Einführung. Tübingen: Narr Francke Attempto Verlag.

Vom *Friseur* zum *Domptör* – Eindeutschung ursprünglich fremdsprachlicher Berufsbezeichnungen

Catherina Janßen

In der heutigen Zeit kursieren im deutschen Sprachgebrauch etliche Berufsbezeichnungen verschiedenster Klassen. Die Ausdrücke reichen von einfach strukturierten Wörtern wie *Bäcker* über *Steuerfachangestellter* bis hin zum *Director of Human Resources im Fachbereich Marketingstrategien*.

Viele dieser Berufsbezeichnungen haben durch fremdsprachige Entlehnungen Einzug in die Deutsche Sprache gehalten und sind hier in unterschiedlichem Maße orthographisch eingegliedert worden, was den Gegenstand der hier thematisierten Untersuchung darstellt.

Viele der heute üblichen Begriffe sind schon lange im allgemeinen Sprachgebrauch verankert und haben ihren festen Platz im Wortschatz der Sprecher gefunden. Andere wiederum haben erst in den letzten Jahren an Bedeutung gewonnen.

Im Folgenden wird eine Untersuchung vorgestellt, welche sich den Ursprüngen der im Deutschen am häufigsten gebräuchlichen Berufsbezeichnungen mit fremdsprachiger Herkunft annimmt und wie sich deren Orthographie gegebenenfalls dem Deutschen angepasst hat. Außer Acht gelassen werden hierbei Berufsbezeichnungen mit dem Suffix *-er*, da der Wortbildungsstamm dieser Wörter häufig ursprünglich deutscher Herkunft ist und damit für diese Untersuchung keine Rolle spielt.

Fremdsprachliche Berufsbezeichnungen werden also im Hinblick auf ihre Herkunftssprache und Einführungszeit untersucht, wobei diese in Zusammenhang mit der veränderten Orthographie gebracht wird. Eine wichtige Rolle scheint auch die Häufigkeit des Gebrauches zu spielen. So ist die Schreibweise <Fotograf>, dem <Photograph> mittlerweile vollends gleichgestellt, und auch <Frisör> steht inzwischen mit dieser Schreibweise im Duden. Ähnliche Bezeichnungen wie <Massör> oder <Domptör> hingegen haben in dieser Weise noch keine offizielle Akzeptanz in der deutschen Sprache gefunden.

In Zusammenhang mit Ursprung, Token-Frequenz und Zeitspanne der Benutzung, werden einzelne Berufsbezeichnungen verschiedener Herkunftssprachen in dieser Arbeit analysiert und ausgewertet.

Der Ursprung der mittelhochdeutschen *aventiure* im Altfranzösischen – Entlehnungen im Erec

Laura Mackschin

Dieser Vortrag beschäftigt sich mit altfranzösischen Lehnwörtern im Mittelhochdeutschen. Das Altfranzösische wirkte im Mittelalter verstärkt auf die mittelhochdeutsche Sprache ein. Dies lag an dem Prestige der altfranzösischen Hofkultur und deren Ausbreitung im europäischen Raum. Öhmann (1951:4) beschreibt diesen Prozess als einen „Strom französischer Fremdwörter [, der sich] über Deutschland [ergoss]“. Wörter wie *aventiure*, *harnasch* oder *turnei* fanden so über ihre altfranzösischen Vorbilder *avanture*, *harnais* und *tornei* einen Weg in das Mittelhochdeutsche.

Im Fokus dieses Vortrags steht die Übersetzungsarbeit von Hartmann von Aues „Erec“, welche dieser nach dem Vorbild von Chrétien de Troyes „Erec et Énide“ anfertigte. Beide Romane sind in der heutigen Zeit nur mehr fragmentarisch erhalten. Daher dienen als Grundlage die mittelhochdeutsche „Erec“ Version nach Leitzmann (1963) und für den altfranzösischen Roman die Version von Kasten (1979), beides sind Abschriften von gut erhaltenen Handschriftenvorlagen. Zu der Entstehungszeit des „Erec“ stand die höfische Kultur im deutschen Gebiet an ihren Anfängen, sodass viele Wörter gezielt von Hartmann von Aue entlehnt worden sind (vgl. Backes 2004: 29-30). Für eine eindeutige Bestimmung der Herkunft der entlehnten Lexeme wurden diese mit Palanders Arbeit (1963) zu den Nachlassen französischer Entlehnungen in deutschen Sprachdenkmälern abgeglichen. Die Entlehnungen würden nach der Entlehnungshierarchie von Weinreich (1977) bei bestimmten Wortarten vermehrt auftreten, wie zum Beispiel bei den Nomina, da diese meist Begriffe oder Konzepte bezeichneten, die in der Empfängersprache oftmals nicht vorhanden seien. Dies zeigt sich an Wörtern wie *pavilûne* oder *samît*, Ausdrücke, die eine Neuheit bezeichnen, und zwar ein Zelt in konischer Form und eine Art von Seidenstoff. Ziel dieses Vortrags ist es, die Entlehnungshierarchie Weinreichs mittels erweiternder Theorien darzulegen, die an „Erec“ beispielhaft überprüft wurden. Des Weiteren wurden die entlehnten Wortarten mit ihren altfranzösischen Pendants hinsichtlich ihrer Schreibung und Lautung verglichen. Letztlich konnte durch die Analyse der entlehnten Wörter gezeigt werden, dass Nomina am häufigsten entlehnt wurden, gefolgt von Verben und ein paar Adjektiven.

Literatur

Backes, Martina (2004): Fremde Historien. Untersuchungen zur Überlieferungs- und Rezeptionsgeschichte französischer Erzählstoffe im deutschen Spätmittelalter. In: Heinze, Joachim; Müller, Klaus-Detlef (Hg.): *Hermaea. Germanistische Forschungen. Neue Folge.* Bd. 103. Tübingen: Max Niemeyer Verlag.

Chrétien; Kasten, Ingrid (1979): *Erec und Enide.* München: Fink (Klassische Texte des romanischen Mittelalters in zweisprachigen Ausgaben, 17).

Hartmann von Aue. *Erec.* Hg. nach Albert Leitzmann, 3. Aufl. v. Ludwig Wolff, Tübingen 1963.

Öhmann, Emil (1951): *Die mittelhochdeutsche Lehnprägung nach altfranzösischem Vorbild.* Helsinki: Suomalainen Tiedeakatemia ([Suomalaisen Tiedeakatemian toimituksia / B] Suomalaisen Tiedeakatemian toimituksia : AASF B / Suomalainen Tiedeakatemia).

Palander, Hugo (1963): *Die Handschrift Junius 27 der Bibliotheca Bodleiana / Lindelöf, Uno.*

Weinreich, Uriel (1977): *Sprachen in Kontakt. Ergebnisse und Probleme der Zweisprachigkeitsforschung.* Übersetzt von: München: Verlag C.H. Beck.

#Dieselgate-Skandal – Hashtags als Elemente von Substantivkomposita in politischen Tweets

Markus Majewski

Längst erfolgt politische Kommunikation nicht mehr ausschließlich über die Umwege der konventionellen (Massen-)Medien oder durch Reden in den Parlamenten. Vermehrt findet die Verbreitungen politischer Einstellungen auf Soziale Medien wie Facebook oder Twitter statt. Die direkte politische Onlinekommunikation erfährt somit immer größere Bedeutung, was sich auch in journalistischen Beiträgen widerspiegelt, in denen vermehrt Tweets von PolitikerInnen rezipiert und diskutiert werden.

Dabei interessiert in diesem Zusammenhang aus linguistischer Perspektive neben dem „Was“ auch das „Wie“. Die empirische Basis der Untersuchung ist ein Korpus mit insgesamt ca. 1.500 Tweets von 7 aktiven, deutschen Politkern und Politikerinnen der Parteien CDU, SPD, DIE LINKE, Bündnis 90/Die Grünen und AfD in den Monaten Juni und Juli 2017. Untersuchungsgegenstand sind dabei Substantivkomposita, die, aufgrund ihrer hohen Produktivität und der ihnen inhärenten Möglichkeit Informationen zu verdichten (Klos 2011), als ein besonders geeigneter Gegenstand gesehen werden können, um die Besonderheiten der politikspezifischen Lexik (Schröter/Carius 2009) näher zu betrachten.

Im Speziellen wurden Substantivkomposita mit Hashtagverwendung untersucht, hinsichtlich der Fragestellung, welche Funktion das verwendete Hashtag im jeweiligen Kompositum übernimmt. Diskutiert werden sollen dabei orthographischen Besonderheiten der Kompositabildung sowie Sonderfälle wie Explikativkomposita (*#Dieselgate-Skandal*). Explikativkomposita sind Komposita, die eine „semantische Dopplung“ beinhalten, also Erst- und Zweitglied dieselbe semantische Information abbilden. Im Mittelpunkt wird allerdings stehen, wie sich die technische Dimension des Twitter-Operators und seine diskursive Bedeutung auf die Bildung von Komposita auswirkt und ob man gar von „Hashtag-Komposita“ sprechen kann, die sich von „klassischen“ Determinativkomposita unterscheiden. Die spezifische Hashtag-Verwendung gibt, in Bezug auf die ermittelten Belege, Grund zur Annahme, dass mit der Verwendung von Hashtags in Determinativkomposita eine Verschiebung des semantischen Kerns (Eisenberg 2013) innerhalb des Kompositums einhergehen könnte. Die diskursiv-verbindende Komponente von Hashtags ist dabei ein entscheidendes Kriterium für diese Annahme. Durch die Verwendung von frequenten Hashtags wie bspw. *#Erdogan* innerhalb eines Kompositums (*#Erdogan-Diktatur*) wird das Erstglied mit dem Diskurs um *#Erdogan* auf Twitter verbunden. Durch die Bindestrichschreibung ist zudem nur das Erstglied getaggt, da der Bindestrich das Hashtag beendet und somit eine Anbindung der Äußerung an bestehende Diskurse auch bei Komposita ermöglicht. Inwieweit sich damit auch eine semantische Verschiebung ergibt und welche Kriterien erfüllt sein müssen, damit sich eventuell von einer eigenen Gruppe der Hashtag-Komposita sprechen lässt, wird zu diskutieren sein.

Literatur

Eisenberg, Peter (2013): *Grundriss der deutschen Grammatik – Band 1: Das Wort*, 4. Aufl. Stuttgart/Weimar: Metzler.

Klos, Verena (2011): *Komposition und Kompositionalität – Möglichkeiten und Grenzen der semantischen Dekodierung von Substantivkomposita*. Berlin/New York: de Gruyter.

Schröter, Melani / Carius, Björn (2009): *Vom politischen Gebrauch der Sprache – Wort, Text, Diskurs. Eine Einführung*. Frankfurt am Main (u.a.): Lang.

Wie aus {uff} {auf} wurde: Diphthongierung im Sprachenwechsel vom Mittelniederdeutschen zum Frühneuhochdeutschen

Florian Michaelis

Wandel kann eine Sprache bereichern. Neue Wörter werden feste Bestandteile des Wortschatzes, wie z.B. bei Anglizismen, aber es verschwinden auch teilweise Sprachen ganz oder aus einigen Bereichen des täglichen Lebens.

In der Stadt Münster, die dem westfälischen Dialektgebiet zugehörig ist, vollzog sich ein solcher Sprachenwechsel vom Mittelniederdeutschen zum Frühneuhochdeutschen an der Schwelle zum 17. Jh. (Sodmann 2008: 1506). Da der Übergang keineswegs abrupt, sondern fließend vorstättenging, hielten sich noch lange Zeit Elemente der niederdeutschen Sprache (Sodmann 2008: 1505).

Um zu untersuchen, inwiefern sich dieser Sprachenwechsel anhand einer vermehrten Nutzung von für das Frühneuhochdeutsche typischen Diphthongen nachvollziehen lässt (Wolf 2008: 1534), wird eine Chronik des Bistums Münster (Corfey/Röchell/Stevermann 1856: 1-49, 247-289), welche zwischen dem Ende des 15. und dem Anfang des 18. Jh. geschrieben wurde, auszugsweise untersucht. Dabei wird analysiert, wie oft die Morpheme {uff} bzw. {auf} in Ausprägungen vorkommen, um zu zeigen, ob die Diphthongierung aus dem Frühneuhochdeutschen vorliegt oder noch der mittelniederdeutsche Monophthong benutzt wird. Die Auswertung von drei Texten ergibt, dass die Autoren der Chronik meistens so schrieben, wie es laut Gabrielsson (1983: 127-128) zu erwarten war: Während der Text von Röchell durchgängig den mittelniederdeutschen Monophthong bei der Schreibung des Morphems verwendet und in dem Text von Corfey der Diphthong dominiert, zeigt Stevermann, der die Zeit von 1612 bis 1650 behandelt, Besonderheiten, weil er {uff} und {auf} nebeneinander benutzt. Außerdem setzt sich die Diphthongierung bei einigen Wortarten schneller durch als bei anderen. Dies ist ein Umstand, der nach Literaturrecherche noch nicht untersucht worden zu sein scheint und sich somit zur weiteren Erforschung lohnen würde.

Literatur

Corfey/ Röchell/ Stevermann (1856): Die Münsterischen Chroniken von Röchell, Stevermann und Corfey. In: Janssen, Johann (Hg.): Die Geschichtsquellen des Bisthums Münster. Herausgegeben von Freunden der vaterländischen Geschichte, Band 3. Münster: Theissing.

Gabrielsson, Artur (1983): Die Verdrängung der mittelniederdeutschen durch die neuhochdeutsche Schriftsprache. In: Cordes, Gerhard/Möhn, Dieter (Hg.): Handbuch zur niederdeutschen Sprach- und Literaturwissenschaft. Berlin: E.Schmidt.

Sodmann, Timothy (2008): Die Verdrängung des Mittelniederdeutschen als Schreib- und Druckersprache Norddeutschlands. In: Burkhardt, Armin/Steger, Hugo/Wiegand, Herbert Ernst (Hg.): Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft, Band 2.2. Berlin, New York: De Gruyter.

Wolf, Nibert Richard (2008): Phonetik und Phonologie, Graphetik und Graphemik des Frühneuhochdeutschen. In: Burkhardt, Armin/Steger, Hugo/Wiegand, Herbert Ernst (Hg.): Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft, Band 2.2. Berlin, New York: De Gruyter.

Varianz und Vertikalisierung: Die Adjektivsteigerung im Spannungsfeld der Normeninstanzen

Jessica Nowak

Grammatische Variation, wie wir sie gegenwärtig u.a. in Flexions(klassen)schwankungen wie *molk/melkte*, *des Helden/Helds*, *die Bogen/Bögen* zu greifen bekommen, ist bekanntlich Symptom stattfindenden Sprachwandels. Dabei sind wir es, die als sog. Sprachsouveräne (s. HUNDT 2009) Sprache unseren Kommunikationsbedürfnissen entsprechend stetig anpassen und damit zu einem wesentlichen Teil den Sprachwandel herbeiführen, indem wir neue Formen bzw. Varianten einführen und ältere langfristig aussondern (z.B. *boll* – *gebollen* > *bellte* – *gebellt*).

Eine solche Variantenaussonderung lässt sich besonders im Zuge der Standardisierung des Deutschen – d.h. der Ausformung der nhd. Schriftsprache – ab dem 16. Jh. beobachten. Hierbei spielt eine Vielzahl an Faktoren eine Rolle, darunter das Geltungsareal von Varianten (d.h. die weiträumiger verbreitete Form setzt sich gegenüber Konkurrenzformen durch) und die Landschaftskombinatorik; d.h. Varianten, die im ostmitteldeutsch und im ostoberdeutsch Sprachgebrauch üblich sind, haben größere Chancen, in den Standard einzugehen als ihre in anderen Sprachräumen üblichen Pendants (s. BESCH 1967, 1968). Schließlich leisten auch die Grammatiker ihren Beitrag zur Sprachnormierung, indem sie im Sprachgebrauch vorhandene Entwicklungen aufgreifen und beschreiben und dadurch schließlich zu ihrer Konsolidierung beitragen.

Dieses Geflecht an interagierenden Normierungsfaktoren soll in diesem Vortrag am Beispiel der Adjektivsteigerung – besonders des Steigerungsumlauts – diachron beleuchtet werden. So wiesen noch im Frühneuhochdeutschen viel mehr Adjektive einen Steigerungsumlaut auf (z.B. *klar*, *zart*, *blau*), als tatsächlich in den Standard eingegangen sind (z.B. *alt*, *rot*, *dumm*). Es wird gezeigt, dass neben der Gebrauchshäufigkeit der Adjektive auch ihre Lautstruktur (Einsilbigkeit, *a* als Stammvokal) für den Erhalt bzw. Abbau der Umlautsteigerung verantwortlich ist. Der Anteil der Grammatiker reduziert sich damit tatsächlich im Wesentlichen auf die Konsolidierung der im Sprachgebrauch stattfindenden Variantenaussonderung.

Der Matrose – des Matroses?

Der Einfluss von Schemata auf die Deklination von schwachen Maskulina

Eleonore Schmitt

Schwache Maskulina zeichnen sich durch *n*-haltige Kasusmarkierungen aus: Bis auf den Nominativ werden alle Kasus mit *-n* markiert (*der Matrose, des Matrosen, dem Matrosen, den Matrosen*). Dabei stellen schwache Maskulina eine besondere Deklinationsklasse da, zu der nur wenige Substantive zählen. Zudem ist die Klasse stark formal spezifiziert (Köpcke 1999): Mehrsilbige Substantive, die auf Schwa enden und auf der vorletzten Silbe betont werden, können Teil der Klasse sein wie bspw. *der Matrose*. Zur der formalen Einschränkung kommt eine semantische: Schwache Maskulina referieren lediglich auf Entitäten mit hohem Belebtheitsgrad wie bspw. Menschen: *der Junge* und *der Bote* zählen zu den schwachen Maskulina, *der Käse* hingegen nicht (Köpcke 1995; Köpcke 2000). Diese Assoziation zwischen formalen (und semantischen) Eigenschaften mit einem Deklinationsmuster wird als Schema bezeichnet (Bybee 1985; Köpcke 1995). Maskulina wie bspw. *Prinz*, die dem Schema zwar semantisch entsprechen aber nicht formal, schwanken in ihrer Flexion: So finden sich neben schwachen Formen (*Ich sehe den Prinzen*) auch starke (*Ich sehe den PrinzØ*). Der Einfluss der Schemata auf die Sprachproduktion wurde bereits in Korpora und in Produktionsexperimenten nachgewiesen (Schäfer 2016; Köpcke 2000; Köpcke 2005).

Dieser Vortrag nimmt neben dem Einfluss der Schemata auf die Sprachproduktion auch ihren Einfluss auf die Sprachrezeption in den Blick. Hierfür wurden mithilfe von Pseudosubstantiven die Lesezeiten von Genitivendungen der schwachen Deklination (*-n*) und der starken Deklination (*-s*) miteinander verglichen. Die Pseudosubstantive wurden Köpcke (2000) entnommen und entsprechen dem oben beschriebenen Schema zu unterschiedlichen Graden: *Der Schettose* sollte also schnellere Lesezeiten für den Genitiv auf *-n* (*des Schettosen*) als für den Genitiv auf *-s* (*des Schettoses*) aufweisen, da er dem Schema schwacher Maskulina entspricht. *Der Grettel* hingegen sollte schnellere Lesezeiten für *-s* evozieren, da kein Wort auf *-el* schwache Deklination aufweist (**des Aposteln*). Um den Einfluss der Semantik konstant zu halten, wurden als Referenten stets Menschen angeführt. Die Lesezeit wurde mithilfe eines self-paced-reading-Experiments bestimmt, an dem 52 Studierende der Universität Hamburg teilnahmen. Zusätzlich zum Leseexperiment wurde ein kurzes Produktionsexperiment durchgeführt, um die Lesezeiten mit den Produktionsdaten vergleichen zu können.

Die Ergebnisse bestätigen den Einfluss der Schemata auf die Sprachproduktion: Der Genitiv bei *Schettose* wurde signifikant häufiger auf *-n* gebildet als bei *Grettel*. Diese Tendenz lässt sich jedoch nicht für die Sprachrezeption erkennen. Hier ergibt sich zwischen den Genitivendungen kein signifikanter Unterschied. Nur für *Grettel* zeigt sich ein signifikantes Ergebnis. Somit lässt sich aus den Daten schließen, dass Schemata die Produktion stärker beeinflussen als die Rezeption.

Literatur

Bybee, Joan (1985). Morphology: A study of the relation between meaning and form. (Typological studies in language, 9). Amsterdam/Philadelphia: J. Benjamins.

Köpcke, Klaus-Michael (1995). Die Klassifikation der schwachen Maskulina in der deutschen Gegenwartssprache: Ein Beispiel für die Leistungsfähigkeit der Prototypentheorie. In: Zeitschrift für Sprachwissenschaft 14, 159-180.

Köpcke, Klaus-Michael (2000). Starkes, Schwaches und Gemischtes in der Substantivflexion des Deutschen. Was weiß der Sprecher über die Deklinationsparadigmen? In Rolf Thieroff, Matthias Tamrat, Nanna Fuhrhop & Oliver Teuber (eds.): Deutsche Grammatik in Theorie und Praxis. Tübingen: Niemeyer, 155-170.

Köpcke, Klaus-Michael (2005). Die Prinzessin küsst den Prinz? Fehler oder gelebter Sprachwandel? In: Didaktik Deutsch 18, 67-83.

Schäfer, Roland (2016). Prototype-driven alternations: The case of German weak nouns. In: Corpus Linguistics and Linguistic Theory, 1-35.

Eingenordet – Morphologische Assimilation mittelniederdeutscher Lehnwörter im Altnordischen

Lena Schnee

Das Mittelniederdeutsche stand, besonders während der Hochzeit der Hanse (1370-1530) in intensivem Sprachkontakt mit den skandinavischen Sprachen, die in dieser Zeit noch gemeinsam als "Altnordisch" zusammengefasst werden. Verschiedene Faktoren, nicht zuletzt die typologische Ähnlichkeit der beteiligten Sprachen, begünstigten dabei die massive Aufnahme von niederdeutschem Sprachmaterial ins Altnordische und in den folgenden Jahrhunderten die Integration dessen in die nordischen Sprachen. "[E]in Skandinave [kann] heute wohl kaum einen Satz sagen [...], ohne ein niederdeutsches Wort zu verwenden, natürlich ohne daß es als 'fremd' empfunden wird" (Brattegard 1963:10, zitiert nach Braunmüller 1993:137).

Der Vortrag behandelt die morphologische Assimilation dieser Wörter, denen ihre "Fremdheit" (heute) nicht anzumerken ist. Die dem Altnordischen Etymologischen Wörterbuch (De Vries 1977) vorangestellte Liste bietet eine überschaubare Auswahl mnd. Entlehnungen (467 Lemmata). Sie diene als Korpus für eine Untersuchung der morphologischen Anpassung der Lehnwörter nach dem von Tsapaeva (2016) erweiterten Transderivationsmodell Ajducovičs (2004), das eine sehr feine Typologisierung auch partieller Assimilation, von Stämmen oder Wortbildungsaffixen, ermöglicht.

In ihrer Untersuchung altrussischer Lehnwörter im Mittelniederdeutschen stellt Tsapaeva fest, dass ihr Korpus größtenteils aus Fällen "morphematischen Wechsels" (Tsapaeva 2016:226) besteht, in denen sich die Grenze zwischen Stamm und Derivationsaffix verschiebt, und vermutet, dass dies unter anderem in den mangelnden Russischkenntnissen der niederdeutschen SprecherInnen begründet liegt. Die im Vortrag präsentierten Ergebnisse bestätigen die Vermutung, dass die AltnordischsprecherInnen aufgrund der Ähnlichkeit beider Sprachen morphologische Grenzen in den niederdeutschen Wörtern zumeist erkannten und beibehielten.

Die Assimilation der Wörter geschah hauptsächlich durch den geradezu systematischen Austausch niederdeutscher Wortbildungsaffixe durch altnordische. Zum Beispiel wurde das mnd. nominale Agenssuffix *-ere*, wie in *riddere* ('Ritter'), durch das entsprechende an. Suffix *-ari* ersetzt (*riddari*); das frequenteste mnd. Verbalsuffix *-en*, wie in *krejen* ('schreien') oder *maken* ('machen'), wurde zur an. Entsprechung *-a* (*kræja*, *maka*). Für morphematischen Wechsel hingegen finden sich nur sehr wenige Belege.

Neben der Präsentation der Ergebnisse sollen die Anwendbarkeit des von Tsapaeva zur Beschreibung altrussisch-mittelniederdeutscher Entlehnungen verwendeten Modells auf zwei typologisch eng verwandte Sprachen diskutiert und zu problematischen Aspekten methodische Anpassungen vorgeschlagen werden.

Literatur

Braunmüller, K./Diercks, W. (1993): "Entwicklung des niederdeutsch-skandinavischen Sprachkontakts. Untersuchungen zur Transferenz anhand von volkssprachlichen Texten des 15., 16. und 17. Jahrhunderts – eine Projektübersicht." In: Braunmüller, K./Diercks, W. (Hg.): *Niederdeutsch und die skandinavischen Sprachen I* (Sprachgeschichte 3). Heidelberg, S. 9-40.

De Vries, J. (1977): *Altnordisches Etymologisches Wörterbuch* (2. verbesserte Auflage). Leiden 1977.

Tsapaeva, S. (2016): Transderivationsprozesse im mittelniederdeutsch-altrussischen Sprachkontakt. In: *Jahrbuch für germanistische Sprachgeschichte*, Bd. 7, S. 211-234.

die bisher jedermann unbekannt gewesen [ist/war/sei/wäre] – Zum Rückgang des ersparten Finitums in Nebensätzen des frühen Neuhochdeutsch

Brit Schwerin

Die afinite Konstruktion in Nebensätzen beschränkt sich auf einen für Sprachphänomene sehr kurzen Zeitraum. Nach ihrer rasanten Ausbreitung im 16. Jahrhundert und ihrem Höhepunkt um 1650, nimmt die Verwendung der Konstruktion ab 1700 rapide ab.

Macha (2003: 32-33) stellt in Bezug auf die afinite Konstruktion fest, dass die Ersparung des finiten Verbs mit der Verständlichkeit des Satzes in Zusammenhang steht; und zwar insofern, dass das Leseverständnis in einem Nebensatz ohne finitem Verb Einschränkungen erfährt; er verweist dabei auf J. C. Gottsched, welcher schreibt: „lasse man das Haben, Seyn und Werden nicht ohne dringende Noth, und erhebliche Ursache weg; damit man nicht dunkel und unverständlich schreibe.“ (Gottsched 1970 [1762]: 492). Und obwohl einem Nebensatz wie „Weil du mich dir erworben, [...]“ eindeutig eine ersparte Form des Hilfsverbs *haben* zugeordnet werden kann, ist weiterhin offen, ob es sich hierbei um *hast*, *hattest*, *habest* oder *hättest* handelt – selbst im Kontext ist dies nicht mit absoluter Gewissheit zu bestimmen. Mit der Ersparung des Finitums geht dementsprechend immer auch eine Ersparung von Informationen einher; so wie im vorliegenden Beispiel von 1650 verschiedene Tempora und Modi vorliegen können. Die Vermutung liegt nahe, dass der Rückgang der afinity Konstruktion mit einem wachsenden Bewusstsein für Deutlichkeit begründet sein könnte.

Um dieser These nachzugehen, wurde mithilfe des dta ein Korpus zu Nebensätzen verschiedener Zeitpunkte zwischen 1650 und 1750 erstellt, das zudem auch zwischen distanz- und nächsprachlichen Texten unterscheidet. Anhand des Korpus lässt sich erkennen, welche Tendenzen sowohl finite als auch afinite Realisierungen über den genannten Zeitraum hinweg einschlagen – insbesondere bezüglich bestimmter Formen, wie der Konjunktiv oder verschiedene Tempora.

In der Untersuchung hat sich gezeigt, dass der Rückgang der Ersparung scheinbar tatsächlich in Verbindung mit dem Bedürfnis nach Verständlichkeit steht. Dies ist an der deutlichen Abgrenzung der Tempora bei den finiten Nebensätzen zu erkennen, aber auch an der vermehrten Realisierung von finiten Konjunktiv-Konstruktionen.

Literatur

Macha, Jürgen: Unvollendetes zu ‚afiniten Konstruktionen‘: Diachronische Skizzen zu einer Erscheinung der Kanzleisyntax. In: Niederdeutsches Wort 43 (2003), S. 25-36.

Gottsched, Johann C.: Vollständigere und Neuerläuterte Deutsche Sprachkunst. Hildesheim/New York: 1970. (Nachdruck der 5. Auflage. Leipzig: 1762).

Wo sind die vollen Vokale geblieben? – Eine Untersuchung potenzieller Einflussfaktoren auf die Nebensilbenabschwächung

Tanja Stevanović

Als wesentliches Unterscheidungsmerkmal zwischen dem Althochdeutschen und dem Mittelhochdeutschen gilt die Abschwächung voller Vokale in Nebensilben, also in Silben, die nicht den Hauptakzent des jeweiligen Wortes tragen. So wurden z.B. die vollen Nebensilben bei ahd. *reganwurm* und *minna* zu einem [ə] reduziert oder gänzlich getilgt, wie man an ihren mittelhochdeutschen Entsprechungen *regenwurm*-Ø und *minne* erkennen kann.

Über den genauen Verlauf der Nebensilbenabschwächung ist kaum etwas bekannt, allerdings finden sich auch in mittelhochdeutscher Zeit noch einige Nebensilben mit Vollvokalen, sodass in diesem Vortrag die Frage gestellt wird, welche Faktoren einen beschleunigenden oder hemmenden Einfluss auf die Nebensilbenabschwächung gehabt haben könnten. Anhand einer Korpusuntersuchung mit dem Referenzkorpus Mittelhochdeutsch (REM) wurden mittelhochdeutsche schwache Verben untersucht, die im Althochdeutschen unterschiedlichen Verbklassen angehörten (*jan*-Verben, *ên*-Verben und *ôn*-Verben; vgl. BRAUNE 2004: 257) und daher unterschiedliche Vollvokale in den Nebensilben aufwiesen. Die Untersuchung berücksichtigt als Faktoren unterschiedliche Dialektgebiete, Textsortenunterschiede, phonetische Eigenschaften und die Frequenz der einzelnen Verben und überprüft, ob ein Zusammenhang zwischen diesen Faktoren und der Qualität der Nebensilbenvokale besteht. Dabei ergibt sich jedoch die Schwierigkeit, dass es sich bei der Nebensilbenabschwächung um einen phonologischen Prozess handelt, zu dem wir aus heutiger Sicht lediglich Zugang über die Schreibung haben, bei der keine verlässlichen Angaben über die tatsächliche Aussprache gemacht werden können (vgl. PAUL 2007: 23).

Die im Vortrag präsentierten Ergebnisse zeigen, dass kaum präzise Aussagen über den Verlauf der Nebensilbenabschwächung gemacht werden können. Zwar erwiesen sich manche Faktoren statistisch signifikant, wie etwa die Textsorte, die Effektstärke ist jedoch durchweg sehr gering. Was die Daten allerdings zeigen, ist, dass bei den SprecherInnen des Mittelhochdeutschen große Unsicherheit in Bezug auf den ‚richtigen‘ Vokal herrschte. Häufig wurde anstatt des Schwas ein Vollvokal eingesetzt, der dort etymologisch nicht zu erwarten ist: So wurde beispielsweise der volle Vokal [ē] in der Nebensilbe der althochdeutschen Verbform *chunnēt* nicht, wie erwartet, zu [ə] reduziert, sondern die gänzlich abweichende Form *chunna* gebildet. Insgesamt bleibt die Beschreibung der Entwicklung der Nebensilbenabschwächung ein Desiderat, dem in großflächiger angelegten Untersuchungen nachgegangen werden müsste.

Literatur

Braune, Wilhelm (2004): Althochdeutsche Grammatik I. Laut- und Formenlehre. 15. Aufl., bearbeitet von Ingo Reiffenstein. Tübingen: Niemeyer.

Paul, Hermann (2007): Mittelhochdeutsche Grammatik. 25. Aufl., neu bearbeitet von Thomas Klein, Hans-Joachim Solms und Klaus-Peter Wegera. Mit einer Syntax von Ingeborg Schöbler, neubearbeitet und erweitert von Heinz-Peter Prell. Tübingen: Niemeyer.

Auch viel Männer vnnd weiber – Sprachliche Diskriminierung in der Schrift

Renata Szczepaniak

Sprachliche Diskriminierung hat viele Gesichter. Neben offenen Zuschreibungen von (negativen oder auch positiven) Eigenschaften an Mitglieder bestimmter sozialer Gruppen gibt es auch viel subtilere Formen der sprachlichen Diskriminierung. In diesem Vortrag wird eine solche subtile Art schriftlicher Diskriminierung analysiert. Es handelt sich um diskriminierende Verwendung von Großbuchstaben in Personenbezeichnungen. So hat die linguistische Forschung schon seit langem darauf hingewiesen, dass die Verwendung von Großbuchstaben zu Beginn ihrer Entwicklung häufig der Ehrerbietung gedient hat (Bergmann/Nerius 1998). Dies äußerte sich in Großschreibung von sozial hochgestellten Persönlichkeiten, z.B. *der König, der (Stadt-)Rat* oder auch *der Fürst*. Hier konnte auf ikonische Art und Weise ein Großbuchstabe eine wichtige Persönlichkeit hervorheben. Was in der Forschung aber bisher völlig unbemerkt blieb, ist die Tatsache, dass sich mit zunehmender Durchsetzung der Großschreibung von Personenbezeichnung eine Kleinschreibung von weiblichen Personen einschlich. Dieses Phänomen soll in diesem Vortrag am Beispiel der frühneuhochdeutschen Hexenverhörprotokolle näher beleuchtet werden, die im 16./17. Jahrhundert im Zuge der intensivierten Hexenverfolgung entstanden sind.

Der Einfluss von Sprachideologien auf den Rektionswandel bei Präpositionen im Deutschen

Annika Vieregge

Prototypische Präpositionen des Deutschen wie *in* oder *mit* regieren den Akkusativ oder den Dativ (*in den Koffer, mit dem Bus*). Sie sind stark grammatikalisiert und hochfrequent (vgl. Szczepaniak ²2011: 95). Sprachhistorisch jüngere Präpositionen wie *dank* oder *während* variieren oft in ihrer Kasusrektion und lassen auch den Genitiv zu (*während des Flugs, während dem Flug*). Obwohl man für diese Präpositionen eine Entwicklung in Richtung der prototypischen Dativ- oder Akkusativrektion erwarten könnte, lässt sich bei einigen Präpositionen wie bspw. bei *dank* eine Zunahme des Genitivs beobachten (vgl. Di Meola 2000, Becker 2011). Ein Faktor, der zur Erklärung dieses Prozesses beitragen kann, sind die sprachideologischen Vorstellungen von SprecherInnen, die mit den Rektionsvarianten der Präpositionen verbunden sind: Die Dativrektion wird seit langem stigmatisiert, während die Genitivrektion als Prestigevariante gilt (vgl. Davies/Langer 2006).

In einer Onlinebefragung unter ca. 400 SprecherInnen des Deutschen wurde daher der Frage nachgegangen, wie die Variation im Bereich der Präpositionen von SprachbenutzerInnen konzeptualisiert wird. Der Fragebogen enthält unter anderem Fragen zu Assoziationen mit den Rektionsvarianten und einen Akzeptabilitätstest.

In den Antworten zeigt sich bspw. die standardsprachideologische Vorstellung von einer homogenen, invariablen Sprache: SprecherInnen halten häufig nur eine Variante für zulässig und sind durch das Auftreten zweier gleichbedeutender Formen verunsichert (vgl. Milroy 2001: 535; Topalović/Elspaß 2008: 41). Zudem gilt die Dativrektion vielen als Zeichen von Sprachverfall. Die geäußerten Assoziationen zeigen außerdem deutlich, dass beide Rektionsvarianten stark indexikalisch aufgeladen sind, also als sozialsymbolische Verweise auf außersprachliche Merkmale gedeutet werden (vgl. Silverstein 2003; Spitzmüller 2013): Die SprecherInnen sehen die Varianten nicht nur als zu unterschiedlichen Registern gehörend, sondern ordnen sie auch unterschiedlichen sozialen Gruppen und Sprechertypen zu. So wird der Genitiv als Marker gebildeter SprecherInnen gedeutet, der Dativ als Marker für Informalität.

Literatur

Becker, Tabea (2011): „Entgegen des Trends“: Erwerb, Rektion und Didaktik von Präpositionen. In: Köpcke, Klaus-Michael (Hg.): Sprachliche Strukturen thematisieren. Baltmannsweiler: Schneider Hohengehren, S. 199–217.

Davies, Winifred/Langer, Nils (2006): The Making of Bad Language. Lay Linguistic Stigmatisations in German: Past and Present. Frankfurt a. M.: Lang.

Di Meola, Claudio (2000): Die Grammatikalisierung deutscher Präpositionen. Tübingen: Stauffenberg.

Milroy, James (2001): Language ideologies and the consequences of standardization. In: Journal of Sociolinguistics 4, S. 530–555.

Topalovic, Elvira / Elspaß, Stephan (2008): Die deutsche Sprache - ein Irrgarten? Ein linguistischer Wegweiser durch die Zwiebfisch-Kolumnen. In: Denkler, M. (Hg.): Frischwärts und unkaputtbar. Sprachverfall oder Sprachwandel im Deutschen. Münster, S. 37–57.

Silverstein, Michael (2003): Indexical order and the dialectics of sociolinguistic life. In: Language & Communication, S. 193–229.

Spitzmüller, Jürgen (2013): Metapragmatik, Indexikalität, soziale Registrierung. In: Zeitschrift für Diskursforschung, S. 263–287.

Szczepaniak, Renata (²2011): Grammatikalisierung im Deutschen. Eine Einführung. Tübingen: Narr.

Ist das ein Komma oder kann das weg? –

Topologische Felder und Kommasetzung. Erste empirische Befunde

Marie Wrona

Wie kann die Kommasetzungsfähigkeit von Schülern verbessert werden? Eine der häufigsten Fehlerquellen im schulischen Deutschunterricht stellt neben der satzinternen Groß- und Kleinschreibung die Kommasetzung dar. Viele Schreibende sind sich der Regeln nicht bewusst und zweifeln, wann ein Komma gesetzt werden muss. Eine Reihe von empirischen Studien (vgl. z.B. MENZEL/SITTA 1982; HOCHSTADT/OLSEN 2016) verweist darauf, dass die Vermittlung und die Anwendung der Regeln nicht trivial sind. Die hohe Fehleranzahl in der Kommasetzung lässt auch den Schluss zu, dass die bislang verwendete ‚Signalwörter‘-Didaktik (‚Ein Komma wird dann gesetzt, wenn beispielsweise ein *aber* im Satz steht‘) bei der Vermittlung der Regeln Defizite aufweist. Es erscheint daher als sehr relevant, herauszufinden, wie die didaktische Vermittlung der Regeln und damit einhergehend auch die Kommasetzung von Schülern verbessert werden kann. Im Fachdiskurs gibt es seit einiger Zeit das Bestreben, die Kommasetzung anstatt auf Basis der bisherigen Didaktik mithilfe der topologischen Felder zu vermitteln. Dabei soll häufigen Fehlern wie dem ‚Vorfeldkomma‘ (**Aufgrund der Aufgabe, denke ich...*) oder fehlenden Kommata nach vorangestellten Nebensätzen vorgebeugt werden. Es wird hier argumentiert, dass durch eine Thematisierung der topologischen Felder im Unterricht den Schülern der Satzbau nähergebracht wird und dabei konkret die finiten Verben in einem Satz fokussiert werden, welche ausschlaggebend für das Setzen eines Kommas sind (vgl. u.a. BREDEL 2015). Allerdings gibt es bislang noch keine empirischen Befunde zum Einsatz und zur Wirksamkeit dieses Modells im Schulunterricht. Der Vortrag befasst sich mit der Struktur und den Befunden einer empirischen Feldstudie, in der eine Unterrichtseinheit über die topologischen Felder konzipiert und mit einer siebten Klasse in einer Hamburger Schule durchgeführt wurde. Zwischen einem vor der Unterrichtseinheit und einem nach der Unterrichtseinheit durchgeführten Test ergaben sich signifikante Unterschiede. So setzten die Schüler deutlich weniger normwidrige Kommata. Eine Diskussion der Ergebnisse, die Eignung des Modells der topologischen Felder im Schulunterricht und ihre kritische Betrachtung bilden den Abschluss des Vortrags.

Literatur

Bredel, Ursula (2015). Das Satzgrenzenkomma und seine Didaktisierung – das Verb als Zentrum kommarelevanter Strukturen. In: Mesch, Birgit/ Rothstein, Björn (Hrsg.). *Was tun mit dem Verb? Über die Möglichkeit und Notwendigkeit einer didaktischen Neuerschließung des Verbs* (135-149). Berlin/Boston: De Gruyter.

Bredel, Ursula/ Hlebec, Hrvoje (2015). Kommasetzung im Prozess. In: *Praxis Deutsch*, 254 (36-43).

Hochstadt, Christiane/ Olsen, Ralph (2016). Zur Kommatierungskompetenz von Lehramtsstudierenden am Beispiel überflüssiger ‚Vorfeldkommata‘. In: Olsen, Ralph/ Hochstadt, Christiane/ Colombo-Scheffold, Simona (Hrsg.). *Ohne Punkt und Komma...Beiträge zu Theorie, Empirie und Didaktik der Interpunktion* (158-176). Berlin: RabenStück Verlag.

Lindauer, Thomas/ Sutter, Elisabeth (2005). König, Königreiche und Kommaregeln. Eine praxistaugliche Vereinfachung des Zugangs zur Kommasetzung. In: *Praxis Deutsch*, 191 (28-35).

Menzel, Wolfgang/ Sitta, Horst (1982). Interpunktion – Zeichensetzung im Unterricht. In: *Praxis Deutsch*, 55 (10-21).

Schönenberg, Stephanie (2011). Problemfall Verbklammer? In: *Praxis Deutsch*, 226 (12-19).

Wöllstein, Angelika (²2014). Topologisches Satzmodell. Heidelberg: Universitätsverlag Winter.